

## Von Geburt an auf der Verliererseite?

### Was Schulen gegen Armut tun können

Von Gerhard Wegner

Eigentlich ist ja alles ganz klar: Jedes Kind kann etwas, jedes trägt einen "göttlichen Funken" in sich und jedes ist deswegen Zuwendung und Förderung wert, damit es seine individuellen Möglichkeiten entwickeln kann. Kein Kind darf verloren gehen. Besonders diejenigen, die von zuhause aus wenig Unterstützung haben, brauchen zusätzliche Förderung, damit sich auch ihre Begabungen entfalten können und nicht verschüttet werden. Gerade von einem evangelischen Bildungsverständnis her sind dies unaufgebbare Ziele, denn sein Pathos beruht besonders darauf, dass möglichst viele Menschen den Spuren ihrer Gottebenbildlichkeit gewahr werden und ihrer Bestimmung gemäß leben können - nicht nur die auf den gehobenen Rängen der Gesellschaft.

Aber: Die Wirklichkeit ist anders. Etwa 20 - 25 % eines Jahrgangs verlassen das Bildungssystem als "funktionale Analphabeten", die nicht die für einen brauchbaren Beruf erforderlichen Grundkenntnisse an Lesen, Schreiben und Rechnen mitbringen. Sie bekommen deswegen keinen Ausbildungsplatz und landen in Übergangsmaßnahmen von denen es bundesweit Hunderte gibt. Allein 38% aller Hauptschüler sind davon betroffen. Nach 18 Monaten haben davon nur 5%, nach 2 Jahren nur die Hälfte den Wechsel in eine Beschäftigung geschafft. Fragt man die Betroffenen nach ihrer Berufsperspektive, so kann man bisweilen hören: "Hartz IV" - und das ist leider nicht einmal unrealistisch. Und diese hoffnungslose Aussicht findet oft noch durch die Erfahrungen mit Armut in der eigenen Herkunftsfamilie zusätzliche Bestätigung: Wer zuhause wenig Unterstützung zum Erreichen von Bildungszielen hat, hat es auf der Schule schwer.

Dabei sind Kinder aus armen Familien nicht weniger begabt und leistungsfähig als Kinder aus sozial besser gestellten Familien auch. Aber sie haben deutlich schlechtere Chancen, ihre Leistungen in einer entsprechenden schulischen Laufbahn umzusetzen. Für Kinder aus sozial besser gestellten Familien ist der Übergang in die Schule eine interessante Bereicherung ihres bisherigen Lebens und ein Ausweiten der Möglichkeiten, die sie auch bisher im Leben schon hatten, folglich eine Stärkung ihrer Kompetenzen. Für Kinder aus armen Familien ist der Übergang in die Schule aber oft ein deutlicher Bruch mit ihren bisherigen Erfahrungen. Nur wenig von dem, was ihnen bisher wichtig war, wird auf der Schule positiv aufgenommen. Sie erleben ganz neue Anforderungen und sind damit konfrontiert, dass Erzieher und Lehrer auf einmal Verhaltensweisen fördern, wie z. B. einsames Lesen oder verständigungsorientiertes Sprechen, die in ihrem alltäglichen Lebenskontext davor nur von geringer Bedeutung waren. Ja, es kann auch sein, dass ihre bisherige Welt pauschal herabgestuft wird, ohne, dass für sie neue, handelbare Wertigkeiten entstehen. Und diese Abwertung ihrer Lebenswelt setzt sich in der gesamten Schullaufbahn fort.

So belegt eine neuere Studie aus Sachsen, dass auch motivierte und begabte Schüler aus armen Familien von dem Besuch weiterführender Schulen durch Eltern und Lehrer sozusagen "abgelenkt" werden. Während die Eltern entsprechende Entscheidungen aus Opportunitätsgründen fällen - sie können sich einen langen Ausbildungsweg ihrer Kinder über Abitur und Studium schlicht und einfach gar nicht vorstellen -, scheint es bei Lehrern so zu sein, dass sie in ihrer Schulempfehlung stets in der "Aura" des Kindes dessen soziale Herkunft und dadurch prognostizierbare Möglichkeiten sozusagen einblenden und deswegen deren gute Leistungen im Vordergrund relativieren. Das ist von Lehrern sicherlich fürsorglich gemeint, aber es führt insgesamt zu einer Selektion im Bildungswesen, die nicht nach Leistung oder Begabung erfolgt, sondern der sozialen Herkunft eine übergroße Bedeutung einräumt. Die Fairnesslücke besteht also darin, dass Kinder bei gleicher Begabung im Bildungswesen markant ungleich behandelt und damit Potentiale verschüttet werden. Auch bei gleicher Kompetenz beeinflusst die soziale Herkunft die Chance eines Gymnasialbesuchs oder gar eines Universitätsstudiums beträchtlich. An diesen Befund, auf den erstmals in der PISA Studie 2000 - aber auch schon vorher - aufmerksam gemacht wurde, hat sich bisher nichts Wesentliches geändert. In Hauptschulen sind Kinder aus armen Familien deutlich über- und an Gymnasien drastisch unterrepräsentiert.

Woran liegt es? Sicherlich wirkt hier nach wie vor eine jahrhundertelange Schulkultur nach, in der die Kinder in Vorbereitung ihrer späteren Passung in die Gesellschaft nach Ständegrenzen einsortiert wurden. Zu diesem Zweck war es funktional, sie relativ früh - nach der vierten Klasse - zu trennen, damit die Angehörigen der unteren Klassen nicht auf falsche Ideen kämen, wohin sie gehörten, und die anderen sich ungestört auf ihre privilegierte Rolle vorbereiten konnten. Wie schwer es auch heute noch ist, an diesen Verhältnissen zu rühren, zeigen zurzeit die Hamburger Diskussionen um ein längeres Zusammenlernen der Kinder bis zur 6.Klasse. Schulische Förderung, so könnte man etwas zynisch aber nicht unrealistisch behaupten, bekommen diejenigen, die es sich leisten können - aber nicht unbedingt die, die die beste Leitung bringen könnten. Und noch drastischer gesagt: Lieber alimentieren die späteren "Leistungsträger" offensichtlich Millionen von Hartz IV Beziehern als jetzt in deren Befähigung zu investieren.

Ursächlich ist allerdings nicht nur - vielleicht nicht einmal primär - die Struktur des Bildungswesens insgesamt. Es ist vor allem die Art und Weise des Umgangs mit Kindern aus armen Familien in den Kindergärten und Schulen, die nachhaltige Effekte auf die Identität und die Selbstwirksamkeit der Betroffenen hat. So ist ein entscheidender Faktor in der Armutserfahrung die Ausbildung von Scham im Gegenüber zu den anderen Kindern. Sie lernen schon früh, dass ihnen nicht ein solches Leben vergönnt ist, wie es die anderen offensichtlich haben. Auf diese Erfahrung reagieren sie dann auf ihre Weise, um sich zu schützen: Nein, ich mag das Essen hier nicht, ich esse viel lieber zu Hause! Obwohl ganz einfach kein Essensgeld vorhanden ist. Eine Aussage, die Selbstbewusstsein vortäuscht, wo doch im Grunde genommen die nackte Verzweiflung regiert. So treten diese Kinder bisweilen nach außen

sogar scheinbar selbstbewusster auf, als es Kinder aus sozial sicheren Familien tun, durchaus unangepasster und scheinbar freier. Aber dahinter lediglich der Versuch, Anerkennung und Aufmerksamkeit, wie die anderen Kinder auch, erhalten zu können. Jeder Pädagoge und jede Pädagogin kennt dieses Phänomen.

Ihre Scham behindert die Kinder in ganz elementaren Vollzügen. Sie mögen sich im Sportunterricht nicht ausziehen, da ihre Unterwäsche nicht in Ordnung ist und nicht mit der Bekleidung der anderen Kinder mithalten kann. Auf Ausflügen fehlt gutes Regenzeug. Umgekehrt wird die bisweilen vorhandene Möglichkeit, als erste ein teures iPod zu besitzen, zur Chance endlich auch einmal so sein zu können wie die anderen - manche pädagogische Kräfte bringen dafür allerdings wenig Verständnis auf. Dann gibt es Schul- oder Kindergartenfeste, auf denen eine Bratwurst 1 Euro und ein Bier 1,50 Euro kosten - ausgesprochen günstig, meint man - und so amüsieren sich alle großartig. Aber einige sind nicht dabei, weil sie nicht nur das Geld nicht aufbringen können, sondern auch die Form von Geselligkeit bei solchen Festen schwer ertragen können. Dass sie fehlen fällt allerdings auch nicht weiter auf; niemand achtet darauf. Warum auch?

Oder der Besuch im Zoo. Welches Kind würde nicht gerne in den Zoo gehen? So etwas ist allemal auch ein beträchtliches Bildungserlebnis, das durch kaum etwas anderes zu ersetzen ist. Aber Zoo - Besuche sind in den letzten Jahren immer teurer geworden. Wie also einen Ausflug in den Zoo finanzieren? Natürlich kann man das Eintrittsgeld auf die Eltern umlegen. Eine Reihe von Kindern kann dann nicht teilnehmen. Die Folgen für die betreffenden Kinder liegen auf der Hand: Nicht nur der sachliche Verlust an Bildung, sondern die Ausgrenzung kann nicht anders als als tiefe Kränkung erfahren werden. Dieser Effekt kann auch dann eintreten, wenn diesen Kindern das Eintrittsgeld aus der Gemeinschaftskasse erstattet wird, denn dann ist die Zuschreibung der Armutstigmata erst richtig offensichtlich: Arm ist man noch nicht dann, wenn man wenig hat, sondern, wenn man eine Unterstützung annehmen muss. Besser wäre es, wenn der Besuch für alle Kinder aus einer gemeinsamen Kasse; aus Fördermitteln der Schule, der Kommune oder der Kirchengemeinde finanziert werden könnte. Ob das möglich und gewollt ist, ist eine Frage der bewussten Gestaltung der Schulkultur (aber sicherlich auch der vorhandenen finanziellen Mittel). Und dies gilt gerade auch für die heute vielfach üblichen aber kostenpflichtigen Zusatzleistungen, die in Kindergärten und Schulen angeboten werden. Für alle zugängliche Sprach- und Schreib- und Theatercenter, in denen kostenlos Kurse belegt werden können, sind sicherlich chancengerechter.

Ausschlußerfahrungen machen etwas mit Kindern und Jugendlichen nicht nur im geistigen, sondern auch im körperlichen und seelischen Bereich. Sie schlagen auf den Körper und beeinträchtigen die Gesundheit. Neben materieller Armut sind deswegen körperliche Schwäche bzw. gesundheitliche Probleme wichtige möglichst zu kompensierende Faktoren im Schulalltag. Arme Kinder bilden aufgrund einer weniger gesundheitsbewussten Ernährung und vor allem einen Mangel an Bewegung ein schlechteres Abwehrverhalten aus. Vorherrschende

Formen der Gesundheitsprävention erreichen die ärmeren Schichten kaum. Das bestätigte vor kurzem der Präventionsbericht für das Jahr 2008. Die weit überwiegende Zahl der in der Prävention eingesetzten Mittel der gesetzlichen Krankenkassen floss in individuelle Gesundheitskurse - nur ein Bruchteil in Kindertagesstätten oder Schulen, in Projekte zur Bewegung und Ernährung. Umso größere Bedeutung haben Sport, Musik, Kunst und Theater. Die Förderung von körperlicher Selbstbeherrschung und sprachlich - ästhetischer Ausdrucksfähigkeit hat in der Armutsprävention größte Bedeutung. Bildungsarmut ist gerade in dieser elementaren Hinsicht die Erfahrung mangelhafter Entfaltungsmöglichkeit der eigenen Persönlichkeit - selbstwirksam zu sein und mit sich selbst im Leben etwas beginnen, sich selbst irgendwie "einbringen" zu können und dafür die Anerkennung anderer zu erhalten.

In einem christlichen Sinne kann Armut auch als mangelnde Chance verstanden werden, sich zu dem zu entwickeln, was Gott mit einem jedem Menschen vorhat. In dieser Sicht gibt es folglich - auch wenn das in Deutschland ungewohnt klingt - "spirituelle Armut". Spirituelle Armut ist eine Form der religiösen Vernachlässigung von Menschen. Natürlich haben arme Menschen, wie andere auch, religiöse Gefühle und verfügen über Vorstellungen von Gott und inneren Kraftquellen, die ihnen ggfls. helfen könnten, in schwierigen Lebenslagen zu Recht zu kommen. Bisweilen sind arme Menschen jedoch weniger als andere in der Lage, diese religiösen Ressourcen zum Zwecke der eigenen Bewältigung von Lebenssituationen proaktiv zu nutzen, weil sie weniger als andere befähigt werden, solche Erfahrungen auch sprachlich benennen und in eigene Bilder umsetzen zu können. Auch ihnen hilft es, wenn sie sozusagen die "Dämonen" benennen können, die ihr Leben in ihrem Griff halten, um sie auszutreiben und ihnen gegenüber begründet und klar "Ich" sagen können. Untersuchungen insbesondere zur kirchlichen Kinder- und Jugendarbeit und zum Konfirmandenunterricht in den letzten Jahren liefern jedoch eine Reihe von Hinweisen, dass die hier eingesetzte Methodik und Didaktik weitgehend oberstufenlastig ist.

Was es insgesamt braucht sind positive überprüfbare Ziele für eine alle Kinder einbeziehende Schulkultur: die Vision einer inklusiven Schule, in der arme und reiche Kinder miteinander anerkennend und kooperierend aufwachsen können. Es braucht elementare Grundcurricula, in denen "haltungsorientierte" Lernziele festgeschrieben sind, die für alle Kinder gelten. Nur so ließen sich konkrete Förderbedarfe erkennen und individuelle Teilhabeförderpläne entwickeln. Die evangelischen Schulen sollten in dieser Richtung vorbildlich sein - es entspricht ihrem Selbstverständnis.

Zur Präzisierung solcher armutspräventiven Ziele hat sich in der letzten Zeit insbesondere die Resilienzforschung zu einem interessanten Partner der Pädagogik entwickelt. Sie sucht nach Möglichkeiten von Menschen, positive gesunde Entwicklungen trotz andauernder hoher Risikobelastung und akuter Stressbedingungen aufrecht zu erhalten bzw. eine schnelle Erholung von entsprechenden Erlebnissen sicherstellen zu können. Entscheidend ist die Förderung der Selbstwirksamkeit der betreffenden Personen, d. h. die Stärkung ihrer Überzeu-

gung, Anforderungen selbst bewältigen zu können. Hinzu kommt die Entwicklung einer angemessenen Selbstwahrnehmung und Selbststeuerungsmöglichkeit, d. h. der eigenen Regulationsfähigkeit von Gefühlen, wie Erregung und Beruhigung, die Förderung von sozialer Kompetenz, was insbesondere die Möglichkeit beinhaltet, selbstbewusst Unterstützung einzuholen und sich auch selbst behaupten zu können, Konflikte als lösbar einzuschätzen. Dazu zählen auch Fähigkeiten des Problemlösens und der Nutzung vorhandener Kompetenzen in Stresssituationen. Diese Faktoren existieren nicht unabhängig voneinander, sondern bedingen sich gegenseitig und stehen in einem Zusammenhang.

Die entscheidende Bildungserfahrung, mit der die Dämonen gebannt werden können, liegt darin, achtsam mit sich selbst umzugehen, wahrzunehmen, was in einem selbst arbeitet, und was einen selbst in seiner Handlungsfähigkeit fördert oder beeinträchtigt. Oder, um es anders zu formulieren: Zu den Grundkompetenzen, die Kinder und Jugendliche in unseren Schulen erwerben können, sollten Zuversicht, Wirklichkeitssinn, Lösungsanstrengungen, Selbstwirksamkeit, Entschlossenheit, die Nutzungsfähigkeit von Netzwerken und ein Sinn für Zukunftsorientierung gehören. Damit sind elementaren "Haltungen" benannt, die sozusagen "vor" dem Erwerb von Wissen rangieren und die dazu befähigen, ein Interesse am weiteren Lernen im Kontext der eigenen Lebenswirklichkeit entwickeln zu können.

Man weiß mithin, was zu tun ist. Bei all dem ist aber auch deutlich: Eine kompensatorische Förderung von Kindern aus armen Familien setzt nicht unbeträchtliche Ressourcen in den Schulen voraus, so vor allem die Möglichkeiten, Lernentwicklungen als Prozess wahrzunehmen und zu unterstützen und nicht nur vom Ergebnis her beurteilen zu müssen. Große Klassen, die im Turbostil zum Abschluss gebracht werden müssen, funktionieren in Bezug auf arme Kinder wie Zentrifugen: sie werden an den Rand und dann hinausgedrängt. Prozessorientierung erfordert kleine Klassen, in denen überhaupt nur eine entsprechende Anteilhabe der Lehrer und Lehrerinnen an den Lernprozessen möglich ist. Und es braucht - um dies noch einmal zu unterstreichen - eine Schulkultur, in der zusätzliche Angebote, wie Förderunterricht und weitergehende Bildungsmöglichkeiten, nicht zusätzliche Kosten erzeugen, sondern prinzipiell für alle vorgehalten werden. Ohne Geld und zusätzliche Ressourcen wird es folglich nicht gehen. Aber eines ist für die Zukunft auch deutlich: Kinder immer wertvoller und deswegen lohnt es sich mehr den je, in sie zu investieren. Wohinein denn sonst?